

Tabellen ausgestattet. Ergänzt ist sie mit einem kurzen Literaturverzeichnis. Sohade, daß die Arbeit nicht genügend proportionell ausgewogen, graphisch ausgestattet ist und daß ihr ein Sachregister fehlt.

Marie Krčmová

Ancient Indo-European Dialects. Proceedings of the Conference on Indo-European Linguistics Held at the University of California, Los Angeles, April 25—27, 1963. Edited by *H. Birnbaum* and *J. Puhvel*.

Berkeley — Los Angeles, Univ. of California Press, 1966. 247 S.

Zu den charakteristischsten Zügen der amerikanischen Linguistik gehört bekanntlich eine ausgesprochene Vorherrschaft der synchronisch orientierten Forschung. Dies wird ausdrücklich auch durch das Programm des letzten internationalen Linguistenkongresses bezeugt, der gerade in den USA (Cambridge, Ms.) stattgefunden hat. Doch läßt offensichtlich neben diesem vorherrschenden Strom das Interesse für die diachronische Forschung keineswegs nach, nicht einmal für eine so traditionelle Disziplin, wie die Indoeuropäistik! Ein klares Zeugnis darüber geben nun zwei Konferenzen ab, die speziell den Fragen der ie. Sprachwissenschaft gewidmet wurden. Die erste, welche im J. 1959 in Austin (Texas) stattfand, befasste sich mit der Laryngaltheorie (die Vorträge sind nun in der Buchform bei Mouton in Haag erschienen), die zweite — veranstaltet im J. 1963 in Berkeley — mit der ie. Dialektologie. Der Titel des Buches, in dem die Vorträge der Teilnehmer an dieser Konferenz gedruckt vorliegen, ist gewissermaßen irreführend: die meisten Sprachforscher stellen sich wohl unter dem Titel „Die altindoeuropäischen Dialekte“ ein Werk der Art von A. Meillets *Dialectes indoeuropéens* oder W. Porzigs Gliederung des idg. Sprachgebiets vor. Dies ist jedoch nicht der Fall: die meisten in diesem Buch enthaltenen Vorträge lösen nicht das Problem der gegenseitigen Beziehungen der ie. Sprachzweige, sondern sie befassen sich mit der inneren Gliederung dieser Gruppen. Dies spiegelt sich gleich in den Titeln der einzelnen Vorträge wider: *H. M. Hoenigswald*, *Criteria for the Subgrouping of Languages* (1—12), *W. P. Lehmann*, *The Grouping of the Germanic Languages* (13—28), *C. Watkins*, *Italo-Celtic Revisited* (29—50), *M. S. Beeler*, *The Interrelationships within Italic* (51—58), *E. G. Polomé*, *The Position of Illyrian and Venetic* (59—76), *W. C. Cowgill*, *Ancient Greek Dialectology in the Light of Mycenaean* (77—96), *E. P. Hamp*, *The Position of Albanian* (97—122), *M. B. Emeneau*, *The Dialects of Old Indo-Aryan* (123—138), *A. Senn*, *The Relationships of Baltic and Slavic* (139—152), *H. Birnbaum*, *The Dialects of Common Slavic* (153—198), *B. Collinder*, *Distant Linguistic Affinity* (199—200), *W. Winter*, *Traces of Early Dialectal Diversity in Old Armenian* (201—212), *G. S. Lane*, *On the Interrelationship of the Tocharian Dialects* (213—234), *J. Puhvel*, *Dialectal Aspects of the Anatolian Branch of Indo-European* (235—247).

Der einleitende Vortrag von *H. M. Hoenigswald* wiederholt im wesentlichen die in dem Buche *Language Change and Linguistic Reconstruction* (Chicago 1960) enthaltenen Darlegungen: die längst bekannten und in der historischen Linguistik angewandten methodischen Verfahrenswesen werden mehr präzise — unter Benützung einer modernen Terminologie und verschiedener graphischen Darstellungen — beschrieben. Der zweite Vortrag allgemeinen Charakters (*Collinder*, *Distant Linguistic Affinity*) liegt leider bloss als eine kurze Zusammenfassung vor.

Wie schon gesagt, beschäftigten sich die meisten Vorträge lediglich mit der inneren Gliederung der ie. Sprachzweige. Es handelt sich hierbei zum Teil um notorische Probleme — Themen, die bereits von ganzen Generationen der Sprachforscher behandelt worden sind, wie z. B. die Problematik der mundarlichen Gliederung des Urgermanischen und des Urslawischen. Die beiden Verfasser, die diese Fragen behandeln (*Lehmann* und *Birnbaum*), heben vorerst den Grundsatz hervor, dass hier keineswegs mit einer einfachen und geradlinigen Spaltung im Sinne der Stammbaumtheorie zu rechnen ist. Das Urslawische hat sich — nach *B.* — nicht einfach in die drei bekanntesten Gruppen gespalten: während die ostslawischen Sprachen nach dem Zerfall der slawischen Ursprache noch ziemlich lange eine Einheit bildeten, scheint die Existenz einer westslawischen Ursprache höchst fraglich zu sein! *B.* spricht sich gleichfalls gegen die Hypothesen über eine südostslawische, bzw. tschechoslowakisch-südslawische Einheit aus. Die Dreiteilung der slawischen Sprachen verliert indessen nicht ihre Gültigkeit, sie muss jedoch als eine synchronisch begründete Klassifikation aufgefasst werden; die Entwicklung, deren Ergebnis dieser Zustand darstellt, war mehr kompliziert als manche Linguisten glauben. *B.*'s Erörterungen stützen sich auf eine tiefe Analyse des Sprachmaterials und sind durch eine interessante graphische Darstellung der Isoglossen ergänzt. — Die bei weitem nicht so ausführlichen Erörterungen *Lehmans* führen

zu der Schlussfolgerung, dass sich das Urgermanische zunächst in eine nordöstliche und eine westliche Gruppe gespalten hat; diese primäre Differenzierung wurde in der Folge durch mannigfaltige Beeinflussungen und Verschiebungen gestört und kompliziert (was letzten Endes mit der lange dauernden Beweglichkeit der germanischen Stämme zusammenhängt). Es ist allerdings zu erwähnen, dass *Lehmanns* Vortrag (1963) nicht mehr das letzte Wort der Germanistik repräsentiert: im J. 1965 sind zwei umfangreiche Beiträge erschienen, die sich mit derselben Frage befassen. *E. H. Antonsen* (Lg 41, 1965, S. 19—36) vereinigt das Nordgermanische mit dem Westgermanischen (während das Ostgermanische beiseite bleibt). *L. Zabrocki* (*Lingua Posnan.* 10, 1965, S. 41—78) meint dagegen, das Urgermanische sei anfangs in ein Zentrum und Randgebiete zerfallen; in dem Zentrum verblieben zunächst die sogen. ingwäonischen Dialekte, aus dem nördlichen Randgebiet schied frühzeitig das Gotische aus, in dem südwestlichen Randgebiet haben sich später neue Zentren ausgebildet. Diese — leider polnisch verfasste — Arbeit steht unserer Meinung nach methodologisch höher als *Lehmanns* Vortrag (*Z.* ist bestrebt, die strukturalistische Betrachtungsweise mit derjenigen der Areallinguistik zu vereinigen).

Im Zusammenhang mit der Entzifferung der minoischen Schrift (linear B) entstand aufs neue die Frage der mundartlichen Gliederung des Altgriechischen: im Laufe der letzten 10 Jahre erschien eine Unmenge von Arbeiten, die sich mit der altgriechischen Dialektologie, insbesondere aber mit der Stellung des Mykenischen befassen. *W. Cowgill* bietet in seinem Beitrag einen kritischen Überblick dieser Literatur; er selbst kommt zuletzt zu der Meinung, dass das Mykenische (Achäische) dem Arkadokyprischen am nächsten steht, ohne jedoch für einen direkten Vorfahren dieser Dialekte gehalten werden zu können. Für die mykenische Gesellschaft ist mit einer Koexistenz der achäischen und der ionischen Dialekte zu rechnen. Die gegenseitigen Beziehungen der griechischen Dialekte würde nach *C.* am besten durch folgendes Schema erfasst:

westgriechisch	aiolisch
ionisch	achäische

Dieses Schema widerspricht allerdings den historischen Tatsachen; es könnte jedoch von der prähistorischen Situierung der griechischen Stämme (vielleicht noch ausserhalb der Ägeis) Zeugnis ablegen!

Nicht so viel Aufmerksamkeit schenkte man in der letzten Zeit der altindoarischen Dialektproblematik, d. h. vorerst der Beziehung zwischen dem klassischen Sanskrit und dem Vedischen. *M. B. Emeneau* betont in seinem Beitrag den verschiedenartigen Charakter der beiden Sprachformen: das klassische Sanskrit ist eine Literatursprache, künstlich kodifiziert auf der Basis eines Dialektes, erstarrt, ohne mundartliche Varianten, die Sprache der vedischen Literatur stellt dagegen ein Gemisch von Formen verschiedener Dialekte dar, wovon einer wohl mit der Basis des klassischen Sanskrits identisch war. Dieses Gemisch hat in Laufe der Zeit manche Veränderungen erfahren — das „sanskritische“ Element wird in der spätvedischen Sprache vorherrschend. *E. Bilig* ebenfalls die wohlbekannte Theorie, wonach das Vedische manche mittelindische Formen aufweist; diese wurden der Umgangssprache jener Zeit entnommen, wo sich die endgültige Fassung der kanonischen Literatur festsetzte (z. B. die Pronominalform *kim* usw.). Eine mehr skeptische Stellung nimmt *E.* zu der Möglichkeit ein, in den mittel- und neindischen Sprachen Formen zu entdecken, die im Altindischen nicht belegt sind. In dieser Hinsicht könnten ehestens noch die dardischen und kafirischen Sprachen (die sich durch viele Archaismen kennzeichnen) einiges bieten; leider sind sie zurzeit noch verhältnismässig wenig erforscht.

Eine besonders interessante Lektüre bieten die Beiträge, welche sich mit denjenigen altindoeuropäischen Sprachen befassen, wo die Frage nach der inneren (mundartlichen) Gliederung kaum noch aufgeworfen worden ist. Das Altarmenische wurde bisher allgemein als ein monolithisches, keine mundartlichen Varianten aufweisendes Sprachgebilde betrachtet. *W. Winter* zeigt nun in seinem Vortrag, dass auch hier mit einer Dialektmischung zu rechnen ist, etwa der Art wie im Vedischen. Dies bezeugen vor allem verschiedene Anomalien in der Lautentwicklung: dem *ie*. *p*-, *t*-, *k*- entspricht einmal *p'*-, *t'*-, *k'*-, andernfalls jedoch *h*- u. *ä*. Wir vermischen indessen zumindest eine Erwähnung der Theorie von *V. Georgiev* (*Issledovanija po sravnit.-istor. jazykoznaniju*, Moskva 1958, S. 143), welcher für das Armenische zwei Komponenten annimmt — eine (vorherrschende) phrygische und eine thrakische; diese Theorie stützt sich hauptsächlich auf die doppelte Vertretung des *ie*. *o* im Armenischen (thrak. *o* > *a*, während im Phrygischarmenischen das *o* erhalten bleibt!).

Eine wesentlich andere Frage stellt sich bei dem Tocharischen. Die zwei belegten Varianten dieses *ie*. Sprachzweiges werden traditionell als Dialekte (A u. B) bezeichnet. Der Unterschied dazwischen ist jedoch — wie es *G. S. Lane* in seinem Vortrag unterstreicht — grösser als z. B.

die Unterschiede zwischen den einzelnen slawischen oder germanischen Sprachen. Besonders tief sind die Unterschiede in der Morphologie, sowohl in der nominalen (Pluralbildung, Bildung der sogen. sekundären Kasus usw.), als auch in der verbalen. *L.* hebt insbesondere die Unterschiede in der Bildung des Imperfekts hervor: das Imperfektum des Tocharischen B leitet er (ganz im Sinne seiner früheren Theorien) von dem alten Optativ ab, wobei er diese Funktionsverschiebung dem iranischen Einfluss zuschreibt. Ich glaube jedoch (ähnlich wie *N. H. Holmer*, *Sprakliga bidrag*, Vol. 3, Nr. 13, 1959, S. 5—13 u. a.), die Sachen liegen vielmehr umgekehrt: die ausschliesslich temporale Funktion des Morphems *ye/i* ist als ein Archaismus zu betrachten (dasselbe gilt für das *ū*-Morphem — vgl. unsere Abhandlung in *SPFFBU A-9*, 1961, S. 17—33). Ein recht interessantes Bild bietet eine Vergleichung des Wortschatzes der beiden „Dialekte“; *L.* stellt etwa folgendes fest:

1° Manche Grundbegriffe (Namen der Körperteile u. ä.) werden durch völlig verschiedene Wörter bezeichnet.

2° Es gibt wesentliche Unterschiede in der buddhistischen Fachterminologie, sowohl in der einheimischen, als auch in der entlehnten. Die entlehnte Terminologie kommt von zwei Quellen her: die ältere Schicht ist iranisch, die jüngere indisch. Im Tocharischen A herrscht noch die iranische Schicht vor, im Toch. B überwiegen dagegen kenntlich die indischen Termine.

3° Im Tocharischen A gibt es ziemlich viele Entlehnungen aus dem Dialekt B.

Diese Umstände — zusammen mit anderen Tatsachen (Texte in A wurden bloss im östlichen Gebiet gefunden, B-Texte dagegen sowohl im Westen, als auch in Osten; Dialekt A ist grammatisch und orthographisch viel besser fixiert als B usw.) bezeugen wohl für die Zeit der Entstehung der meisten „tocharischen“ Sprachdenkmäler etwa folgende Lage: Dialekt A funktionierte als eine Art von Kirchensprache (d. h. reine Literatursprache) in den buddhistischen Klöstern des Osten (Turfan); als Umgangssprache diente wohl schon damals eine türkische Mundart. Dialekt B lebte dagegen noch als Umgangssprache im Westen (Kuča); eine starke buddhistische Mission hat diese Sprache in die östlichen Klöster gebracht, wo sie zur Umgangssprache der Mönche geworden ist (daher wurden die A-Texte mit Glossen im B-Dialekt versehen!).

Mit der altanatolischen Dialektologie beschäftigt sich in seinem Vortrag *J. Puhvel*. Die Forschung auf diesem Gebiet stösst allerdings auf ein schwerwiegendes objektives Hindernis: bloss eine einzige Sprache dieser Gruppe (das Keilschriftethitische) liegt in umfangreichen zusammenhängenden Denkmälern vor, während wir sonstwo allein über fragmentarisches Material verfügen. Trotzdem dürfen auch hier schon heutzutage gewisse Schlussfolgerungen gezogen werden: das Bildhethitische, das Luwische und das Lykische bildeten offensichtlich eine abgeschlossene südliche Gruppe, während die übrigen anatolischen Sprachen zurzeit noch isoliert dastehen. Diese Klassifikation stützt sich auf eine Reihe von Isoglossen, wie z. B.: kh. *e(i) × luw.*, bh. *a*; eine auffallende Expansion der *i*-Stämme im Südanatolischen; Pluralbildung auf *-es* im Kh. und Palaichischen \times *nt*-Formantien im Luwischen; kh. Präteritalendungen *-hun* (1. sg.), *-er* (3. pl.) \times *luw.*, bh. *-ha*, *-na* usw. — Man vermisst eine Stellungnahme zu der Hypothese von einer engeren hethitisch-lydischen Verwandtschaft (*Kammenhuber*, *Carruba*), sowie auch zu dem Versuch von *V. Georgiev*, das Etruskische dem anatolischen Sprachzweig anzugliedern (Hethitisch und Etruskisch, *Linguistique Balkanique V*, fasc. 1, Sofia 1962). Nicht einmal erwähnt wurde im *Puhvel's* Vortrag das Karische, dessen ie. Charakter (und Zugehörigkeit zu der anatolischen Sprachgruppe) ziemlich einwandfrei die Arbeiten von *V. V. Ševoroškin* klarlegten (zuletzt im Sammelband *Problemy indoevrop. jazykoznanija*, Moskva 1964, S. 18—39).

Auch in den Vorträgen, die sich mit den Beziehungen zwischen den ie. Sprachzweigen gefassen, werden einige kruzialen Probleme der ie. Sprachwissenschaft erörtert. Das Problem der baltisch-slawischen Sprachinheit machte zum Thema seines Vortrages *A. Senn*. Er polemisiert mit den Verfechtern der baltisch-slawischen Ureinheit, vor allem mit *O. Szemerényi*, *M. Leumann* und *A. Vaillant* und wiederholt seine Thesen, die er in *KZ 71*, S. 162—88 aufgeworfen hat (vgl. unseren Aufsatz in *SFFBU A-6*, 1958, S. 123—30): das Baltische und das Slawische stellen Fortsetzungen von zwei indoeuropäischen Nachbardialekten dar (*S.* konzidiert dennoch den Terminus „baltoslavisch“ als Bezeichnung für das „Protoindoeuropäische der Nordosteuropa“), sie wurden sodann für lange Zeit durch Priepsümpfe voneinander getrennt, schliesslich leben sie seit mehr als 1000 Jahren in einer intimen politischen und kulturellen Symbiose. Aus dem Verzeichnis der vermeintlichen baltisch-slawischen Isoglossen ist nach *S.* die Palatalisierung, die zusammengesetzte Deklination der Adjektiva (es handelt sich um eine späte Neuerung!) u. a. zu streichen. Vielleicht könnte man noch weiter gehen. Unserer Meinung nach sind auch die *ē*- und *ā*-Präterita zu streichen: die ersten kommen im Slawischen gar nicht vor, die zweiten sind auch im Lateinischen u. a. (vgl. *SPFFBU A-9*, S. 17—33).

Gegen die Theorie von einer italo-keltischen Ureinheit sprach sich auf der Konferenz *C. Watkins* aus. Sein umfangreicher Vortrag, der zweifellos zu den wertvollsten und originellsten Abschnitten

des rezensierten Werkes gehört, beginnt mit einer methodologischen Erwägung: bei der Erforschung der Beziehungen zwischen den verwandten Sprachen sind nicht allein gemeinsame Neuerungen (positive und negative!) zu beachten, sondern auch gemeinsame Archaismen, weiterhin auch Divergenzen, wobei jedenfalls auch die Tiefe der Einbettung der betreffenden Erscheinungen in der Sprachstruktur in Betracht genommen werden muss (von einer Einheit darf man nur in dem Fall sprechen, wenn die gemeinsamen Neuerungen und Archaismen einer tieferen Schicht der Sprachstruktur angehören als die Divergenzen). Von diesem Standpunkt aus mustert nun W. alle (von *Meillet* u. a.) zugunsten der italokeltischen Theorie angeführten Argumente. Er zeigt u. a., dass im Gebiet der Adjektivsteigerung vielmehr Divergenzen als Übereinstimmungen vorkommen, dass die Paradigmatisierung der *i*-Form in der Funktion des Genitivs Sg. der *o*-Stämme verhältnismässig spät erfolgt ist usw. Vor allem hebt jedoch W. die tiefgreifenden Unterschiede im Temporal- und Modalsystem hervor: das kelt. *f*-Futurum entspricht nicht dem lat. *b*-Futurum, ebenso wenig der kelt. *s*-Konjunktiv den lateinischen Formen wie *faxō* etc., in der Ausnützung des *ā*-Morphems weichen die beiden Sprachgruppen im wesentlichen ab. Die Theorie von der italokeltischen Ureinheit ist dementsprechend ein Trugbild, ein Mythos — das Uritalische und das Urkeltische stellten zwei selbständige ie. Mundarten dar. Diese und noch manche andere Gründe führen auch zu einer grundsätzlichen Ablehnung des Termins „italokeltische Nation“ (*Meillet*). In diesem Zusammenhang entwickelt W. eine interessante Betrachtung über die ursprüngliche Organisation der altitalischen und altkeltischen Gesellschaft: die keltischen Fakten helfen die Zustände in Altitalien aufzuhellen, wo schon frühzeitig wesentliche Umwandlungen erfolgt sind (Veränderungen im semantischen Inhalt der Termini **reg-s*, **teutā*, die Ersetzung des letzteren durch das etruskische Wort *tribus* usw.).

Bekanntlich wurde sogar die Berechtigung des Termins „italische Sprachen“ bezweifelt: einige Sprachwissenschaftler (*Walde*, *Devoto*) betrachteten das Lateinische und das Oskoumbrische als zwei selbständige ie. Sprachgruppen. Der Standpunkt, den *M. S. Beeler* in seinem Beitrag eingenommen hat, ist recht skeptisch: die meisten latino-sabellichen Übereinstimmungen lassen sich auf beiderlei Art interpretieren, die Beschränktheit des oskisch-umbrischen Sprachmaterials ermöglicht leider keine definitiven Schlussfolgerungen darüber, ob diese Übereinstimmungen die Existenz einer protoitalischen Sprachgemeinschaft bezeugen oder bloss das Ergebnis einer späteren Integration von zwei selbständigen ie. Sprachzweigen auf dem Boden der Apenninhalbinsel darstellen.

Kaum mehr als eine erschöpfende Übersicht der bisherigen Theorien bietet der Vortrag von *E. P. Hamp* über die Stellung des Albanischen. Die Schlussfolgerungen sind skeptisch: die ganze Frage bleibt einstweilen völlig offen! — Ähnlicherweise klingt auch die Betrachtung von *E. G. Polomé* über das Illyrische und Venetische aus: der völlige Mangel an authentischem Sprachmaterial (mit den Eigennamen ist höchst vorsichtig zu arbeiten!) gestattet zurzeit keine sicheren Schlüsse über die Stellung des Illyrischen. Nicht einmal die Zugehörigkeit des Messapischen zu diesem Sprachzweig scheint völlig gesichert zu sein! Über das Venetische meint man in der letzten Zeit, dass es dem Illyrischen nicht angehörte, P. stellt sich jedoch gleichfalls skeptisch den Versuchen gegenüber, es mit den italischen Sprachen zu verknüpfen.

Man kann wohl nicht behaupten, dass das Buch viele neue Erkenntnisse erbracht hat. Es ist jedoch ein nützliches Werk, das über den gegenwärtigen Stand der Forschung in vielen verschiedenen Teilgebieten der Indoeuropäistik berichtet, zugleich ein anregendes Werk, das einerseits wahrnehmen lässt, wie viele konkrete Fragen in einem anscheinend so gründlich durchforschten Gebiet (wie die indoeuropäischen Sprachen) noch ihrer Lösung harren, andererseits jedoch auch einige neue Wege zu ihrer Lösung andeutet.

Adolf Erhart

K. Mirčev—Chr. Kodov: Eninski'apostol. Starobalgarski pometnik ot XI v. Sofija 1965, 263 s.

V. r. 1960 byl při archeologickém výzkumu a restauraci zříceniny kostelíka sv. Paraskevje (Petky Trnovské) ve vsi Enina — asi 5 km severně od Kazanlaku — objeven poškozený pergamenový rukopisný zlomek starého csl. praxapostola. Památka se dočkala už v r. 1965 vzorného vydání prací *K. Mirčeva a Chr. Kodova*, která obsahuje po úvodu nejprve vlastní edici textu tak, že se vždy na sudé (levé) stránce knihy podává fototypická reprodukce jedné stránky originálu a na liché (pravé) stránce její prepis do cyrilice s nejdůležitějšími poznámkami pod čarou; je to uspořádání velmi výhodné a užitečné, neboť velmi usnadňuje konfrontaci vydaného (translitrovaného) textu s originálem a urychluje práci s památkou.

Za textem památky následuje její zevrubný paleografický popis, pojednání o jejím ornamentu,